

Letzte Woche habe ich mich damit beschäftigt, was der Auftrag in der Tora, Gott zu lieben (*we'ahawta et Adonai* (D^ewarim 6, 5)), bedeuten könnte. «Gott zu lieben» hiess nach den klassischen Rabbinern, die Mizwot zu befolgen. Gehen wir davon aus, dass das in diesen Versen verwendete Wort *we'ahawta*, das häufig mit «lieben» übersetzt wird, eine andere Form des Liebens meint als das, was wir unter Liebe zwischen Lebenspartnern verstehen. Vielleicht geht es eher in die Richtung von «ehren». Dabei bestimmt das Objekt, das geehrt wird, wie dieses Ehren aussieht. In der rabbinischen Auslegung ist es eine Form, den Ewigen zu ehren, wenn man betet, eine M^esusa anbringt oder die Speisegesetze einhält. Das Ehren des Ewigen hat klare Regeln, die Menschen ganz oder teilweise befolgen können – oder auch nicht.

Vielleicht ist für manche Menschen nicht unbedingt die Liebe zum oder das Ehren des Ewigen der Grund, warum sie die Mizwot einhalten, sondern vielmehr eine Verbundenheit mit dem jüdischen Volk, mit der Geschichte, der Kultur, der Familie und/oder mit dem Erleben der eigenen jüdischen Identität.

Die Liebe zum Nächsten, wie sie in Wajikra (19, 18) geboten wird, zeigt sich im Sorgen für die Nächsten – zum Beispiel indem man sie kleidet, ernährt, heilt, vor Unrecht schützt, nicht belügt oder betrügt, nicht über sie lästert, ihr Recht auf Eigentum anerkennt, indem man sie nicht bestiehlt und ihr Recht auf Leben anerkennt, indem man sie nicht tötet. Wir würden es nicht unbedingt lieben nennen, wenn wir einem Bedürftigen helfen. Es ist eher ein Mitleiden mit oder ein Mitgefühl für die Nächsten, bzw. die Mitmenschen. Mit anderen Worten: So ehren wir den Nächsten in seinem Menschsein. Das Lieben/Ehren des Nächsten berührt einen bestimmten Teil unseres Gefühlslebens. Der Nächste kann als eine Person verstanden werden, zu der eine Verbindung besteht – zum Beispiel jemand aus der Familie, jemand der jüdisch ist, jemand mit derselben Nationalität, mit derselben Weltanschauung oder denselben Idealen.

In der Sidra dieser Woche, *Ekew*, gibt es einen Vers mit einer Form desselben Verbs, *we'ahawtem*, jedoch mit einem anderen Subjekt: «*וְאַהַבְתֶּם אֶת־הַגֵּר כִּי־גֵרִים הָיִיתֶם בְּאֶרֶץ מִצְרַיִם* – Ihr sollt den Fremden lieben; denn ihr seid selbst Fremde gewesen im Land Ägypten» (D^ewarim 10, 19). Nicht der Ewige, nicht der Nächste, sondern der Fremde ist hier derjenige, den wir lieben sollen. Dieser Vers macht noch deutlicher, dass *we'ahawtem* hier anders verstanden werden muss als in seiner ersten Bedeutung von «lieben». Die Mizwa, den Fremden zu lieben, ist ein unmöglicher Auftrag. Beim Nächsten gibt es eine gewisse Verbindung, aber der Fremde ist eben das – fremd. Ganz grundlegende Gefühle wie Angst oder Misstrauen können hier im Wege stehen.

Dann kommt der zweite Teil des Verses, der uns daran erinnert, dass wir selbst einmal Fremde waren und daher wissen, wie es sich anfühlt, fremd zu sein. So wie wir mit unseren Nächsten Dinge teilen, ist es das Bewusstsein, dass wir wissen, wie es ist, ein Fremder in einem fremden Land zu sein, das uns mit den Fremden verbindet.

Viele von uns können sich mit diesem zweiten Teil des Verses identifizieren. Vielleicht sind wir selbst oder schon die Generation unserer Eltern und Grosseltern hier geboren, doch unter unseren Vorfahren gab es – irgendwann – immer Migranten. Die Integration und Akzeptanz von uns jüdischen Bürgern in den europäischen Gesellschaften ist noch kein altes Phänomen. Somit erkennen wir die Notwendigkeit, trotz allem, den Fremden zu lieben.

Schabbat Schalom

Rabbiner Ruven Bar Ephraim